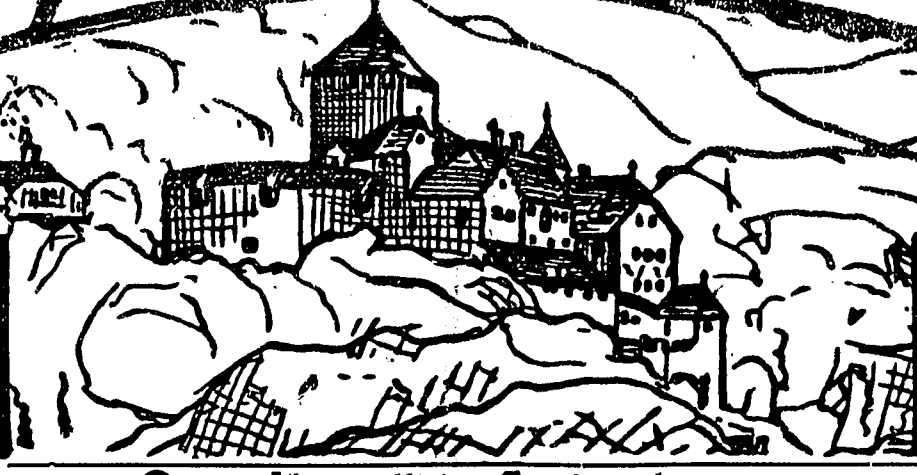


Baduz, Samstag, 28. Januar 1933 / 67. Jahrgang / Nr. 12

Erscheint wöchentlich dreimal, Dienstag, Donnerstag, Samstag

Liechtensteiner Volksblatt

Bezugspreise: Inland und Schweiz jährlich Fr. 11.—, halbjährlich Fr. 5.50, vierteljährlich Fr. 2.80 (Postcheck IX 2988) Oesterreich (Postcheck-Konto D 111,630) u. Deutschland halbj. Fr. 6.50, vierteljährlich Fr. 3.20. Das übrige Ausland halbj. Fr. 8.50, vierteljährlich Fr. 4.30. Amerika ganzl. Fr. 20.—. Postamtlich bestellt 30 Cts. Zuschlag. Bestellungen nehmen entgegen: Die nächstliegenden Postämter, die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz, in der Schweiz auch die Buchdruckerei Au (Rheintal), Tel. Nr. 100. Schriftleitung: Schaan, Telefon Nr. 55. Verwaltung Vaduz, Telefon Nr. 43.



Anzeigenpreise: die 1spaltige Col.-Zeile Annoncen Reklamen
Inland 10 Cts. 20 Cts.
Angrenz. Rheintal (Sargans b. Sennio) 15 Cts. 30 Cts.
Übrige Schweiz 18 Cts. 35 Cts.
Ausland 20 Cts. 40 Cts.
Inseratenannahme für das Inland und Feldkirch: Verwaltung des Blattes in Vaduz, Tel. Nr. 43.
Inseratenannahme für das Rheintal, Schweiz und übriges Ausland: Schweizer Annoncen A.G., St. Gallen, Tel. Nr. 35.30; und übrige Ältalen.

Organ für amtliche Kundmachungen

Nochmals die Wahlen.

Die Liechtensteiner Nachrichten suchen in ihrer letzten Nummer das Wahlergebnis so gut es geht zu ihren Gunsten auszudeuten. Sie finden, daß die Volkspartei, obwohl sozusagen keine Propaganda gemacht worden sei, beachtenswerte Erfolge gehabt habe.

Was nun die Agitation betrifft, so darf man wohl sagen, daß es die Herren um die Nachrichten an einer solchen nicht fehlen ließen, ja sogar ihr Möglichstes getan haben. Denken wir nur an Eschen, wo sie eine zehnteilige Broschüre herausgaben, die von Verdrehungen, Verspottungen und persönlichen Gehässigkeiten übelloser Sorte nur strotzte. In Triesenberg ging die Propaganda von Haus zu Haus, wobei die üblichen Mittel angewandt wurden. In Triesen regnete es Plakate, die billiges Geld versprochen. Und so geht es weiter. Was die Herren zur Eroberung von Gemeinderatsstellen tun konnten, haben sie reichlich getan und dennoch war ihr Erfolg recht bescheiden. Wenn wir auch den Gemeindevahlen absolut nicht jene politische Bedeutung zusprechen wie irgend einer Landesabstimmung, wenn auch die Gemeindevahlen in weitaus den meisten Fällen unter anderen Gesichtspunkten und unter dem Einfluß anderer Momente stattfinden, so zeigt es sich in einzelnen Gemeinden, daß die Parteiparole doch nicht unbeachtet blieb. Wenn wir Eschen in Betracht ziehen, von welcher Gemeinde ein Nachrichtenreiber behauptet, die Stimmen der Volksparteikandidaten reiche annähernd an die der Gemäßigten der Bürgerpartei heran, so ist gerade das Gegenteil von dem wahr. Der höchste Kandidat der Volkspartei zählt 68 Stimmen, der niedrigste der Bürgerpartei 110 Stimmen. Das ist ein Unterschied von 42 Stimmen. Zwischen dem niedrigsten Kandidaten der Volkspartei und dem niedrigsten der Bürgerpartei ist ein Unterschied von 51 Stimmen. Wer behauptet, daß hier sozusagen kein Stimmenunterschied sei, der kann entweder nicht rechnen oder pflegt nach alter Nachrichtenart einfach Behauptungen aufzustellen, ohne sie beweisen zu können. In Vaduz ist es desgleichen. Auch da blieben die Volksparteikandidaten um die schon bei der letzten Wahl dagewesene Stimmenzahl zurück.

Es hat keinen Zweck, sich über diese Zahlen zu streiten. Wir gehen mit den Nachrichten einig, wenn sie sagen, daß nun Aufgabe der neugewählten Gemeindevertretungen sei,

ihre Möglichstes zu tun, um in diesen schweren Zeiten die Angelegenheiten der Gemeinden gut zu führen. Wo guter Wille und Zusammenarbeit vorhanden ist, wird dies bei unseren Verhältnissen noch verhältnismäßig un schwer gehen. Wenn aber nur geizig wird, das Land soll jetzt mit Subventionen ausrücken, ist das der Auftakt zu neuer Demagogie. Das Land hat in den letzten Jahren wahrlich das Menschenmöglichste getan. Darüber sind sich wohl Freund und Feind einig. Das Land wird auch fernerhin im Rahmen des Möglichen das Seinige tun. Aber nur vom Lande zehren wollen und die eigenen Mittel möglichst schonen, wird unhaltbar sein. Das werden auch jene einzusehen lernen, die es bis jetzt nicht glauben wollten.

Wir müssen nach wie vor auch in diesem Zusammenhang wieder auf die Selbsthilfe hinweisen, welche einzig das Mittel ist, die schwere Lage zu überwinden. Wenn wir daran denken, wie sich gerade bei uns Vergnügungsanstalt auf Vergnügungsanstalt häuft, wie jede Veranlassung gedrängt voll ist, so dürfen wir sagen, daß noch Mittel da wären, der Not zu steuern. Schließlich ist eine Gemeinde nur die Zusammenfassung ihrer Bürger und das Gesamtwohl vom Wohle und der Wirtschaft des einzelnen abhängig.

Freigeld.

Reform der Wirtschaftsordnung, Freiland und Freigeld sind bei solchen, die die Fähigkeit haben, dem Alten alles Leid und alles Herbe in die Schuße zu schieben, die infolge eines engeren Horizontes oder einer über die praktische Seite hinausgehenden fanatischen Einstellung Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft mit den eigentlichen Lebensvorgängen hier in diesem Jammertal nicht zu verbinden vermögen, heute beliebte Schlagwörter. Hier mag viel guter Wille sein, aber es fehlt die gestaltende Kraft und die Einsicht in die Zusammenhänge im Weltgeschehen, wie auch in das Trennende, in Raum und Zeit unter den Menschen.

Den Banken und Sparkassen prophezeit Gesell ebenfalls den Untergang. Dies ist auch ganz gegeben, denn Gesell will ja zinsloses Geld und „ein allmähliches Heruntergehen des Kapitalzinses, der bei Einführung des Freigeldes nach und nach ganz verschwindet“. Daß unter solchen Verhältnissen auch manches Schädliche wie Börsenjobberei und das Wucherspiel zurückgedrängt oder ausgeschaltet

würde, liegt auf der Hand. Aber könnten mit dem Heruntergehen und Verschwinden des Kapitalzinses nicht auch große Nachteile verbunden sein? Man muß die Radikalkur auch nach dieser Seite prüfen!

Gesell geht über manche Frage allzuleicht hinweg. Er sieht ein, daß seine Vorschläge für die Vereinfachung des Handelsgeschäftes und die Folgen des Rückganges der Bankgeschäfte zu umfangreichen Personalentlassungen führen müßten.

Er denkt sich die Lösung so: „Die älteren erhielten einen Ruhegehalt, die jüngeren würden entlassen“. Die letzteren könnten zur Warenauslieferung übergehen. Und ohnehin schon zu viel Leute!

Die Folgen des allmählichen Heruntergehens und Verschwindens der Kapitalzinses würde insbesondere die Rentner und Kapitalisten treffen. Gesell bemerkt dazu: „Da ihr Eigentum keinen Zins mehr einträgt, so müssen sie notgedrungen von ihrem Besitze zehren, bis er aufgezehrt ist“. Und ferner: „Mit dem letzten Nagel des Vermögens wird der Sarg zugeschlagen“. Solches verheißt die Wirtschaftsreform des Silvio Gesell!

Nun aber zum Freigeld an sich einige Bemerkungen. Wir haben bereits früher gehört, daß es nur die Waren und die Arbeit als Deckung hinter sich hat. Aus diesem Grunde kann weder die Schweiz noch ein Fürstentum wie Liechtenstein, letzteres am allerwenigsten, zur Wära übergehen. Anlässlich des Vortrags tournees des Herrn Prof. Ube kam diese ablehnende Haltung stark zum Ausdruck. Es ist dies auch eine schlechte Hoffnung für die Anhänger der Freigeldmänner in unserem Lande.

Die Freigeldquote verliert jede Woche an Wert. Darum wird dieses Geld als Schwundgeld bezeichnet. Gesell rechnet mit einem wöchentlichen Verlust von 1 Promille = 5,2 Prozent im Jahr. Dr. Ube hat in Wil beispielsweise von 1/2 Prozent pro 1/2 Monat = 12 Prozent im Jahre, gesprochen. 100 Prozent mehr od. weniger Verlust spielen offenbar für diese Freigeldleute keine Rolle!

Den Verlust muß der Inhaber der Note tragen. Die Note ist eingeteilt in 52 Felder. Wie man sich mit Briefmarken versehen muß, ehe man einen Brief auf der Post zur Weiterleitung abgeben kann, so soll der Inhaber von Freigeldnoten vom Währungsamt Freigeldmarken kaufen und am Ende jeder Woche eine Marke aufkleben, als Ersatz für den Wertverlust, den die Note in einer Woche erleidet. Hat diese Ueberklebung nicht stattgefunden, so ist die Note nicht mehr vollwertig. Die Folge wird daher sein, daß jeder, der eine solche

Note einnimmt, sofort jedes einzelne Stück prüfen muß, weniger zur Konstatierung, ob die Aufkleberei der Marken in hygienisch einwandfreier Weise stattgefunden hat, als z. Feststellung, ob die Marken bis zum letztvergangenen Samstag vorhanden sind. Diese Kontrolle verursacht nun dem Zahlungsdienst eine ganz wesentliche Erschwerung.

Am Ende eines Jahres müssen sämtliche 52 Felder der Note mit Marken überklebt sein und die Noten durch das Währungsamt umgewechselt werden. Nach der ersten Woche eines neuen Jahres darf eine Note eines vorhergehenden Jahres nicht mehr in Umlauf gesetzt werden. Der alljährliche Austausch von mehreren Millionen Noten wird sehr umständlich sein.

Gleichwohl schreibt Gesell: Unter dem Währungsamt muß man sich kein großartiges Gebäude mit Hunderten von Beamten vorstellen; es hat keinen Schalter und keinen Geldschrank. Es benötigt nur einen Mann, der die Noten aus der Druckerei abführt und die eingezogenen Noten verbrennt. Das ist die ganze Einrichtung, billig und wirksam.

Mit einem Mann, einer Presse und einem Ofen will Gesell „die schwere Arbeit der Goldgräber, die kunstvollen Maschinen der Münzstätten, die Betriebsmittel der Banken, die aufgeregte Tätigkeit der Reichsbank ersetzen, und zwar so, daß niemals ein Pfennig vorfiel, niemals zuwenig umlaufen wird. Und das heute, morgen, ewig, in guten wie bösen Tagen. Und mehr als ersetzen, auch mustergültige, bedächtige, für alle Welt vorbildliche Arbeit liefern.“

Aus solchen für die Praxis unmöglichen Vorschlägen können wir die Schemenhaftigkeit des ganzen Freigeldsystems erkennen. Das beste Geschäft dabei würde der Staat machen. Die „Oschweiz“ schreibt, daß er bei einer umlaufenden Notenmenge von je 100 Millionen nach Vorschlag von Gesell 5,2 Millionen oder nach dem Beispiele Dr. Udes 12 Millionen einsparen könnte.

Halten wir uns weiter an Ausführungen im genannten Blatte. Der Notenumlauf d. schweizerischen Nationalbank von Ende Dezember 1932 betrug 1610 Millionen Franken. Man dürfte allerdings nicht mit einer so großen Notenausgabe rechnen, denn bei der vorgesehene Besteuerung würde wohl jeder danach trachten, die Noten schnell weiter in Verkehr zu setzen oder der Bank zurückzugeben. Gesell schreibt zwar auf Seite 244 seines Buches: „Eine Einklösung dieses Papiergeldes von Seiten des Währungsamtes findet nicht statt. Geld wird man ja immer brauchen, darum ist

Feuilleton Die Schlossfrau von Rodenegg

Roman von Max v. Weizenthurm.
Uebersetzung der Roman-Zentrale C. Achermann, Stuttgart. (Nachdruck verboten).

Wanda von Lohr war, nachdem sie Freddy mit seiner getreuen Lotte in das Schloß zurückgeschickt hatte, den breiten Fahrweg hinabgegangen, der nach dem äußeren Parktor führte, durch welches Roberts Wagen nach dem Schloße fahren würde. Als aber Minute um Minute verging, ohne das ein Zeichen seines Herannahens sich bemerkbar gemacht hatte, legte sie ihre Stirne in mißmutige Falten und ärgerlich trat sie den Rückweg nach dem Schloße an.

„Sehr eilig scheint er es mit dem nicht zu haben, was er mir sagen will“, dachte sie sich in steigender Ungebuld und der ärgerliche Ausdruck ihrer Züge beeinflusste ihre Schönheit so nachteilig, daß er sie momentan geradezu in den Schatten stellte.

Endlich, endlich, als sie nach rastlosem Auf- und Abgehen in Roberts Arbeitszimmer ermüdet in einen der Klubsessel sank, die nahe

dem Fenster standen, hörte sie das Heranrollen eines Wagens, hörte sie gleichzeitig jubelnde Laute einer hellen Kindesstimme und erkannte daraus ärgerlich, daß all ihr Plänen ein vergebliches gewesen und das Kind nun doch nach des Vaters Heimkehr die erste Rolle spiele, während sie sich dazu bequemte, zu warten, bis er endlich Zeit für sie finde.

Ihre Stirne klärte sich erst, als herannahende Schritte ihr verrieten, daß ihre Geduld auf keine allzuarte Probe gestellt werden sollte, und nach wenigen Augenblicken trat denn auch der Baron allein in das Gemach. Ihr Brief hatte also doch jedenfalls das Resultat zu Tage gefördert, daß er begriffen, das was zu besprechen sei, könne nur unter vier Augen erörtert werden.

Bestrebt, ihr Antlitz in möglichst freundliche Falten zu legen, trat sie denn auch mit ausgestreckter Hand auf ihn zu und sprach in denkbarst freundschaftlichem, unbefangenen Ton:

„Ich darf hoffentlich annehmen, daß meine gut gemeinten, aus vollem Herzen kommenden Worte, auch den Weg zu Ihrem Herzen gefunden haben und ich keinen Mißdeutungen ausgesetzt bin, die mein Selbstgefühl schmerzlich berühren müßten.“

Er verbeugte sich tief und zog ihre Hand an seine Lippen.

„Wie können Sie das nur für die Dauer eines Augenblickes vermuten, verehrteste Freundin? Ihre großzügige und vornehme Handlungsweise räumt mir ja wohl das Recht ein, Sie so zu nennen und“, fügte er nach sekundenlangem Zögern hinzu, „hat auch den Wunsch in mir nachgerufen, meinen kleinen Jungen den treuesten Mutteraugen anzuvertrauen.“

Er hielt inne und sie sah ihn halb fragend, halb zögernd an, als verstehe sie den Sinn seiner Worte kaum; er aber fuhr fort, sich mit der Hand über die Stirne streichend:

„Sprechen Sie sich ganz offen aus, Wanda, sagen Sie mir unumwunden, ob Sie es als eine zu große Annäherung von mir finden, wenn ich die Frage an Sie stelle ob Sie sich dazu entschließen könnten, die Mutter meines Kindes zu werden? Es hat mich tief ergriffen, aus Ihren Zeilen zu entnehmen, welch hohen Wert in einem Kindesleben der Mutterliebe einzuräumen ist; fühlen Sie sich aber auch selbstlos genug, dem verwaisten Kinde selbst Mutter zu sein und sich mit der Tatsache zufrieden zu geben, daß der Mann, dem Sie großzügig die Hand zum Ehebande reichen würden, dessen Herz mit seiner ihm

vorangegangenen Jugendliebe im dunklen Erdengrabe ruht.“

Es zuckte einen Augenblick wehmütvoll und schmerzlich um Wandas Mund und ein Schleier schien über ihren Augen zu ruhen, aber gleich darauf sprach sie hoch aufatmend mit fast feierlichem Ernst:

„Es ist mir peinlich, wenn Sie sich auch nur eine Sekunde lang dem Glauben hingeben könnten, als habe ich meinen Brief an Sie mit der Absicht geschrieben, mir für mich selbst eine Position zu schaffen. Nichts lag mir ferner, als solche Absicht! Ich dachte nur an das Kind und irgend einen Zusammenhang zwischen diesem und mir selbst knüpfen zu wollen, lag mir fern. Es schmerzt mich der Gedanke auf das tiefste, daß Sie möglicherweise meine Absicht total mißverstanden haben!“

„Fürchten Sie das nicht! Ihre Worte trugen das Gepräge edelster Selbstlosigkeit an sich, diese Tatsache aber eben ist es, die den Wunsch in mir erweckte, das Leben meines Kindes in die Hände einer so edlen selbstlosen Frau legen zu können, wie Sie es sind. Sie beglücken mich, indem Sie mir Ihre Hand geben, denn Sie bestärken mich dadurch in der Ueberzeugung, daß ich meinem Kinde das Beste tue, was in Menschenmacht gelegen ist, daß ich trachte, ihm das wieder